

# Vergleichende germanische Philologie und Skandinavistik

Festschrift für Otmar Werner

Herausgegeben von  
Thomas Birkmann, Heinz Klingenberg  
Damaris Nübling und Elke Ronneberger-Sibold



Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 1997

Damaris Nübling

Reglementierte Kreativität bei der Schaffung neuer Familiennamen –  
Die Prinzipien von Namenwahl und Namenwandel in Schweden

## 1. Gibt es den optimalen Eigennamen?

Eigennamen stehen in einem vielfältigen Spannungsverhältnis zu Appellativen: Auf der einen Seite entwickeln sie sich fast immer aus – meist konkreten – Gattungsbezeichnungen<sup>1</sup> (*Eichstädt*, *Lindenstraße*, *Schneider*), auf der anderen Seite besteht ihre Hauptfunktion – ganz im Gegensatz zu den Appellativen – in ihrer Monoreferentialität, d.h. in einem 1:1-Bezug zu nur einem einzigen außersprachlichen Objekt (meist Örtlichkeiten im weitesten Sinn und Personen). Dieses Objekt wird mittels des Eigennamens in etikettenartiger Weise identifiziert, ohne daß bei diesem Referenzakt die appellativische (Rest-)Semantik – sofern noch vorhanden – zum Tragen käme; vielmehr werden die möglichen verbleibenden semantischen Strukturen neutralisiert, d.h. das einstige Appellativ blendet im Zuge seiner Proprialisierung die Inhaltsseite aus und stellt lediglich die materielle Ausdrucksseite der proprialen Nutzung zur Verfügung. Von diesem Prozeß zeugen gerade im Deutschen viele Orts- und Familiennamen vom Typ *Düsseldorf*, *Lindenstraße* oder *Schneider*, bei deren Verwendung niemand Anstoß nimmt an der Tatsache, daß es sich hierbei um eine Großstadt, eine breite, kastanienbestandene Allee bzw. eine Lehrerin handeln kann. Nur in seltenen Ausnahmefällen kommt es zu (meist humorvollen) Reaktivierungen des semantischen Gehalts, etwa wenn eine hellblonde Person *Schwarzkopf* heißt.

Die inhaltlich-funktionale Proprialisierung, also die Verwendung eines bisherigen Appellativs als Eigennamen, verläuft abrupt. Der Eigennamen bleibt stabil, auch wenn sich das Referenzobjekt selbst verändern sollte: Jeder kennt hierfür Beispiele aus dem Alltag, etwa wenn jüngere Geschwister auch dann noch "die Kleinen" genannt werden, wenn sie längst erwachsen sind. Dagegen bezeichnet man die ausdrucksseitige Trennung/Abspaltung des Eigennamens vom Appellativ als Dissoziation. Dabei handelt es sich um einen kontinuierlich verlaufenden und oft lang andauernden Prozeß: Im prototypischen Fall erstarrt der Eigennamen in Lautung, Schreibung, Morphologie und/oder Lexik, d.h. das entsprechende Appellativ entwickelt sich schrittweise von ihm fort – z.B. <Becker> (EN) vs. <Bäcker> (APP); *Rheinhausen* (EN mit altem Dat.Pl.) vs. *Häuser* (APP mit jüngerer Pluralbildung); dabei konserviert der Eigennamen meist nicht nur ältere, sondern auch oder ausschließlich regionale Sprachverhältnisse, d.h. der Eigennamen hat in vielen Fällen nicht die Bindung an die Standardsprache vollzogen (s. hierzu Debus 1977, 1980 und Werner 1995). Was die uns hier besonders interessierenden Familiennamen betrifft, so schreibt die Duden-Rechtschreibung von

<sup>1</sup> Ausnahmen sind Handelsnamen, die sich oft nicht aus Appellativen speisen (z.B. *Maoam*; hierzu s. eingehend Ronneberger-Sibold demn.) und solche (sekundären) Eigennamen, die sich aus anderen Eigennamen zusammensetzen (z.B. *Rheinhausen*, *Werner* als Ruf- und später auch Familienname).

1991 sowie 1996: "Die Schreibung der Familiennamen unterliegt nicht den allgemeinen Richtlinien der Rechtschreibung. Für sie gilt die standesamtlich jeweils festgelegte Schreibung. [Bsp.:] *Bismarck, Goethe, Liszt*" (Regel 130 bzw. 91). Die meisten deutschen Familiennamen lassen sich im Bereich zwischen partieller und totaler Dissoziation, sprich partieller und totaler Opakheit ansiedeln. Bei der partiellen Dissoziation sind noch Reminiszenzen an das ursprüngliche Appellativ vorhanden (*Schmitz* ~ *Schmied*, *Craemer(s)* ~ *Krämer*, *Schneyder(s)* ~ *Schneider*), bei totaler Dissoziation ist meist das entsprechende Appellativ untergegangen oder nur dialektal konserviert, womit totale Opakheit erreicht ist (*Mayer, Huber, Schröder*).

Prinzipiell sind Toponyme (und hierunter besonders Gebirgs- und Gewässernamen) opaker als Familiennamen, da sie zum einen in der Regel älter sind, zum anderen aber auch oft auf ein vordeutsches Substrat zurückgehen (z.B. Keltisch, Lateinisch, Slawisch). Dagegen gibt es gerade unter den Familiennamen viele Fälle von Transparenz (*Weiß, Koch, Weißmüller*) bis hin zu potentieller Motivierbarkeit (*Mann, Herr, Mutter, Vater*). In solchen Fällen muß auf den Kontext (*Herr Mann, Thomas Mann*) bzw. auf die für Eigennamen spezifische Morphosyntax gesetzt werden (z.B. Artikellosigkeit, die sog. sächsischen Genitivkonstruktionen vom Typ *Manns erster Roman* oder Pluralisierungen auf einheitliches -s statt der für Appellative geltenden Pluralallomorphik: *die Manns, die Schneiders*; s. hierzu eingehend Kalverkämper 1978). Prinzipiell ist davon auszugehen, daß es von größerem Vorteil ist, die Eigennamenfunktion direkt am Wort zu markieren, statt auf aufwendige morphologische, morphosyntaktische und/oder textuelle Disambiguierungen zu setzen. In einer Eigennamentheorie sollten daher opake Familiennamen wie *Mayer* und *Schröder* als dem Eigennamenideal näher stehend angesehen werden als sprechende, d.h. motivierbare Namen wie *Koch* oder *Mann*. In diesem Sinn schreibt Werner 1995:478: "Zu einem prototypischen Eigennamen gehört es, daß sein Ausdruck einheitlich und einmalig ist, daß er also keine Übereinstimmung mit Appellativen zeigt [...]." Natürlich haben diese Verfahren ihren Preis; im genannten Fall der totalen Opakheit oder Arbitrarität entsteht etwa das Problem, daß es "in unserer Welt in unbegrenzter Zahl Objekte mit Eigennamen zu benennen gibt [...]" (S. 479), d.h. die Nachfrage nach ungenutzten Lautungen, Schreibungen, Phonotagmen etc. würde das Angebot übersteigen. Vor allem aber stieße die exzessive Nutzung nichtappellativer Strukturen auf Memorierungsgrenzen: Aus eigener Erfahrung kennt man die Schwierigkeiten, sich völlig arbiträre Namen zu merken, und dies besonders dann, wenn sie mit Länge gekoppelt sind und möglicherweise noch mit phonotaktischen und/oder orthographischen Abweichungen (*Sablowewskij*). Bei den opaken Namen markiert die formale Abweichung, der Abstand zur Appellativik, den Eigennamenstatus. Dagegen sind transparente Namen, die an appellativische Strukturen anknüpfen, viel leichter zu verankern. Zwar sind volltransparente bis motivierbare Namen wegen ihres geringen Abstands weiter vom formalen Eigennamenideal entfernt, doch dafür besser memorierbar. Auch muß hier meist mehr Länge in Kauf genommen werden (s. Werner 1995). Ein langer Ausdruck ist bei Eigennamen wiederum afunktional, da die Hauptfunktion von Eigennamen gerade in der direkten, unmittelbaren Referenz liegt; dieser Vorteil wird durch zu lange Ausdrücke eingeschränkt bzw. wieder zunichte gemacht. So entfaltet sich ein mindestens dreipoliges Spannungsfeld zwischen eindeutiger Referenz (→ Distinktivität → Opakheit), Memorierbarkeit (→ Transparenz) und Kürze (→ Opakheit). Diese unterschiedlichen Anforderungen können nur zu Kompromißlösungen führen; damit ist die in der Über-

schrift gestellte Frage, ob es *den* idealen Eigennamen gibt, zu verneinen. Doch gibt es mehr oder weniger gute Kompromisse; mit einem besonders gelungenen befaßt sich dieser Beitrag: Es handelt sich um den schwedischen Familiennamentyp des sog. zweigliedrigen Naturnamens, z.B. *Stenkvist* 'Steinzweig'. Da in Schweden heute prinzipiell Wahlfreiheit bei Familiennamen besteht, lassen sich anhand dieses Namenwandels die Ideale eines funktionstüchtigen Familiennamens besonders gut erkennen. Durch die liberale Handhabung von Namenwechsel und Namensschöpfung können "Altlasten" wie appellativische Reststrukturen oder gar sprechende Namen, Mängel wie zu große Opakheit oder zu geringe Distinktivität etc. mit einem Schlag beseitigt werden. Die Untersuchung dieses schwedischen Familiennamentyps ermöglicht aufschlußreiche Einblicke in Prinzipien und Ideale propriärer Techniken.

## 2. Zu Entstehung und Herkunft der schwedischen Familiennamen und zu den wichtigsten Dissoziationspfaden

Die schwedischen Familiennamen lassen sich hauptsächlich nur auf drei Quellen zurückführen: Erstens auf einstige Patronyme, zweitens auf einstige zweigliedrige Adels- und Bürgernamen vom Typ *Lindgren* 'Lindenast', und drittens auf latinisierte Herkunftsnamen. Diese drei Haupttypen seien kurz erläutert (s. eingehend Modéer 1989):

2.1 Seit jeher bestand in ganz Skandinavien (und besteht heute immer noch auf Island) lebendige Patronymik, d.h. Töchter und Söhne führten neben ihrem Rufnamen zur Vereindeutigung als (unfesten) Beinamen den väterlichen Rufnamen, der in den Genitiv trat und bei Töchtern auf -*dotter*, bei Söhnen auf -*son* endete. Als prominentes isländisches Beispiel sei die bisherige Staatspräsidentin *Vigdís Finnbogadóttir* genannt, deren Ruf- und Hauptname *Vigdís* ist (dieser bestimmt auch die alphabetische Einordnung ins Telefonbuch) und deren weniger wichtiger Beiname sich aus dem Rufnamen ihres Vaters *Finnbogi* ableitet: *Finnbogadóttir* 'Tochter des Finnbogi'. In Schweden war diese produktive Patronymik bis ins letzte Jahrhundert besonders unter den Bauern verbreitet; sie erstarb erst um die Jahrhundertwende zu festen Familiennamen, d.h. ab da vererben sich patronymische Bildungen durch die Generationen, ungeachtet des väterlichen Rufnamens. Ebenso vererbten sich solche *son*-Namen auf Frauen. All dies hat einen großen Dissoziationsschub bewirkt: Auf der phonologischen Ebene hat sich das Suffix -*son* [sɔn] vom Lexem *son* 'Sohn' [so:n] abgespalten. Auf der morphologischen Ebene sind unterschiedliche Pluralsuffixe zu verzeichnen (*son* → *söner*, aber -*son* → -*sons*). In lexikalischer Hinsicht ist zu bemerken, daß sich -*son* auch auf Frauen beziehen kann (z.B. *Britta Nilsson*). Damit ist -*son* desemantisiert (für Eigennamen konstitutiv) und heute als ein sog. onymisches Suffix zu bewerten, das die Funktion hat, anzuzeigen, daß es sich bei dem betreffenden Wort um einen Familiennamen handelt und nicht etwa um einen Rufnamen oder um ein Appellativ.

Als sich diese patronymischen Beinamen zu festen Familiennamen entwickelten, müssen starke Rufnamenmoden bestanden haben, denn noch heute teilen sich außerordentlich viele Schwedinnen und Schweden relativ wenige unterschiedliche *son*-Namen: Allein die 18 häufigsten Familiennamen enden auf -*son*. Immerhin teilt sich dabei ein Fünftel der schwe-

dischen Bevölkerung die fünf Familiennamen *Johansson*, *Andersson*, *Karlsson*, *Nilsson* und *Eriksson*. Daher heißt auch der schwedische Otto Normalverbraucher *Medelvensson* ('Durchschnitts-Svensson'). Die *son*-Namen stellen also noch im heutigen Schweden den prototypischen Familiennamen.

2.2 Der zweitwichtigste Familiennamentyp besteht in den sog. zweiteiligen Naturnamen vom Typ *Lindgren* 'Lindenast', *Strömkvist* 'Stromzweig', *Skoglund* 'Waldhain' etc. Diese waren ursprünglich nur dem schwedischen Adel und später auch dem Bürgertum eigen und entstammten im Fall des Adels ursprünglich meist dem Wappen, im Fall des Bürgertums (oft transparenten) Orts- und Landschaftsnamen. Bei der Schaffung der Adelsnamen aus Wappen griff man zu zwei Elementen, die zu einem Kompositum verbunden wurden, z.B. *Rosenkvist* 'Rosenzweig', *Silverhielm* 'Silberhelm', *Björnberg* 'Bärenberg'. Die Bestandteile dieser zweigliedrigen Komposita lassen sich fast ausschließlich den Naturbezeichnungen im weitesten Sinn sowie dem militärischen Bereich (Waffen, Metalle) zuordnen. Bei späteren Adellungen geschah es oft, daß der einstige (eingliedrige) Familienname durch ein typisches Adelslexem erweitert wurde, z.B. *Gyllen-*, *Ehren-*, *Rosen-*, *Lillie(n)-* etc. (s. hierzu eingehend Utterström 1982, 1987 und 1995, Modéer 1989 und Andersson 1979/80). Vermutlich unter dem Einfluß des Adels griffen auch Bürger zu solchen Familiennamen.

2.3 Als letzter herausragender Namentyp sind die sog. Geistlichennamen – dies sind in aller Regel latinisierte Herkunftsbezeichnungen – zu nennen (16./17. Jh.). Entweder basieren diese auf einer rein formalen, morphologischen Latinisierung auf *-(en/el/er/in)ius*, *-us*, *-(a)eus* etc. (*Angermannus*, *Dalekarlus*, *Nobelius* ← *Nöbblöv*) oder auf einer regelrechten Übersetzung (*Wallerius* ← *Dalberg* 'Talberg', *Celsius* ← *Högen* 'Hügel'). Wie das erste Beispiel zeigt, entstanden dabei oft nur partielle Übersetzungen. Solche Latinisierungen führten immer zu einer Akzentverlegung auf die Pänultima. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise ein enormer Dissoziationsschub vollzogen wurde. Die Toponyme, die den Appellativen meist noch sehr nahestanden (und daher auch noch verständlich waren), erfahren bei ihrer rein formalen Latinisierung (Typ *Dalekarlus*) und erst recht bei ihrer lexikalischen Latinisierung (Typ *Högen* → *Celsius*) eine radikale Verfremdung, die sämtliche Ebenen betrifft: Auf der prosodischen Ebene ist hauptsächlich die markante Pänultimabetonung zu nennen (im Gegensatz zum schwedischen Akzent 1 oder 2); für die phonologische Ebene ist z.B. auf die "Velarisierung" schwedischer Umlautvokale (*ä* → *a*, *ö* → *o*) und der palatalisierten Konsonanten <g> [j → g] und <k> [ç → k] zu verweisen: *Nöbblöv* → *Nobelius*, *Gävle* ['jæ:vlə] → *Gavelius* [ga've:lius]; auf phonotaktischer Ebene ist die Auflösung von im Lateinischen nicht üblichen Konsonantenverbindungen zu nennen (s. das obige Beispiel *Gävle* → *Gavelius*, wo der [vl]-Nexus in die [ve:l]-Folge überführt wird); auf orthographischer Ebene werden oft Umlautvokale abgeschafft, ebenso <ä> → <a> oder <k> → <c> überführt. Dennoch gibt es bei dieser formalen Latinisierung auch Ausnahmen, also die Beibehaltung typisch schwedischer Strukturen. Auf die morphologische und lexikalische Latinisierung wurde bereits hingewiesen.

Etwa 100 Jahre nach dem Aufkommen dieses Namentyps kam es häufig zur Apokopierung der Endung und damit zur (nicht minder markanten) Ultimabetonung. Typische Vertreter dieses jüngeren Typs sind *Noreen*, *Wessén*, *Nobel*, *Linell* etc. Auf diese Weise kamen

die charakteristischen allomorphreichen Ausgänge (onymischen Suffixe) <-een/-én, -el(l), -é, -in, -án> etc. zustande. Diese enthalten meist das dem Französischen entlehnte Akzentdiakritikon, besonders dann, wenn es auch Appellative mit entsprechenden Ausgängen gibt (z.B. Substantive mit dem suffigierten Utrumartikel auf *-en*: *linden* 'die Linde' vs. *Lindén* (EN)). Damit wird – abgesehen von der obligatorischen Großschreibung von Eigennamen – die Homographiegefahr zwischen Familienname und Appellativ gebannt. Das Akzentdiakritikon selbst kann als eine weitere, besonders auffällige Dissoziation graphischer Art gewertet werden, da es in der Appellativik nur äußerst selten vorkommt.

Alle drei Namentypen sind deutlich von der allgemeinen Lexik dissoziiert: Die *son*-Namen durch ihr spezifisch onymisches Suffix und ihre dem Rufnameninventar entstammende Basis, die zweigliedrigen Naturnamen zum einen durch ihre Naturbegrifflichkeit und zum anderen durch ihre oft abwegige potentielle Gesamtbedeutung, und schließlich die latinisierten Familiennamen durch ihr ultima- oder pänultimabetontes romanisches Suffix und durch die oft opake lateinische Struktur der Basis. Das schwedische Familiennamensystem hat damit eine stärkere Dissoziation von der Appellativik vollzogen als das Deutsche, dessen prototypische Familiennamen sich aus Berufsbezeichnungen (*Richter*, *Koch*) und Übernamen (*Weiß*, *Groß*), ferner auch Rufnamen (*Werner*, *Walter*) speisen (s. hierzu eingehend Nübling demn.).

Soviel zu den drei wichtigsten schwedischen Familiennamentypen. Die Abfolge von 2.1 bis 2.3 repräsentiert auch deren Häufigkeit: Gemäß einer Statistik von 1973 (Svenska efternamnsförslag 1992:xx) belegt der patronymische Typ die ersten 18 Ränge unter den heutigen Familiennamen, es folgt dann der zweigliedrige Naturname, und zuletzt erscheinen einige latinisierte Herkunftsamen.<sup>2</sup>

### 3. Der seltene Fall eines (Familien-)Namenwandels

#### 3.1 Ein Namensystem bricht ein ...

Ende des letzten Jahrhunderts erstarrten, bedingt durch Bevölkerungszunahme und -verdichtung, die Patronyme als letzte Gruppe zu festen Familiennamen. Da es vor allem Bauern waren, die bis dato keine Familiennamen angenommen hatten und stattdessen das patronymische Beinamensystem fortführten, und da außerdem der Anteil der Bauern an der Gesamtbevölkerung gerade in Schweden besonders hoch war, avancierten die erstarrten Patronyme mit einem Schlag zum häufigsten Familiennamentyp. Wie bereits erwähnt, kam erschwerend hinzu, daß bezüglich der in ihnen enthaltenen männlichen Rufnamen eine auffällig geringe Varianz bestand; deshalb genügten die *son*-Namen nicht dem Differenzierungsgebot von Eigennamen bzw. dem Differenzierungsbedarf in der schwedischen Gesellschaft. Immerhin heißt noch im heutigen Schweden (gemäß einer Statistik von 1973) fast jede/r Zwanzigste

<sup>2</sup> Der oft erwähnte, da besonders interessante vierte Typ, die sog. Soldatennamen, taucht gar nicht in dieser Statistik auf; es handelt sich dabei um einstige militärische Übernamen wie *Rask* 'Schnell', *Säil* 'Stahl' etc. (s. Wahlberg 1990).

*Johansson* (4,86 %), während in Deutschland "nur" jede/r Hundertste *Müller* heißt (Walther 1977).

### 3.2 ... und wird wieder aufgebaut

Als Reaktion auf diese mangelnde Distinktivität der *son*-Namen wurde die damals in Schweden bestehende Möglichkeit des freien Familiennamenwechsels nicht verboten: Bis 1902 herrschten unbegrenzte Wechsel- und Wahlmöglichkeiten. Dies führte zu vielen ungewöhnlichen und fremd klingenden Namen, d.h. teils aus Geschmacks-, teils aus Prestige- und nicht zuletzt auch aus Distinktivitätsgründen griffen die Leute zu Familiennamen wie *Jetzel*, *Mühlenbock*, *Diderot*, *Ohné* oder Phantasienamen wie *Caryll*, *Axyz*, *Dawaur* und *Tohoman* (Noreen 1924b). Dieser proprialen Entfremdung stellt sich Adolf Noreen vehement entgegen, indem er sich 1918 öffentlich über die in Schweden grassierende "Namenbarbarei" ("namnbarbariet") beschwert. Eine erste Reglementierung des Familiennamenwechsels war bereits mit der Familiennamenverordnung von 1902 erfolgt. 1921 erschien dann der erste Namensvorschlagskatalog (*namnförslagsbok*), der u.a. von Noreen in Auftrag gegeben worden war. Noreen war es auch, der mit seinem Beitrag "Tio budord till dem som ämna anta nytt släktnamn" ("Zehn Gebote für die, die einen neuen Familiennamen annehmen wollen") die bis heute geltenden oder zumindest nachwirkenden Kriterien für einen guten Familiennamen schuf. Diesen Geboten zufolge sollte der neue Familienname einmalig, d.h. nur einmal vergeben sein, nicht aus einem bloßen Rufnamen bestehen, eine schwedische Form – nebst Schreibung – haben, zumindest leicht transparent sein, d.h. an bekannte Wörter anschließen, weder anstößig noch lächerlich sein, in einem möglichst kurzen Ausdruck bestehen und zur Person passen, etwa indem er deren regionale Herkunft widerspiegelt. Eine besondere Vorliebe zeigt Noreen für den damals allzu verbreiteten Typ des *son*-Namens, dessen mangelnde Distinktivität seiner Meinung nach durch seltenere Rufnamen in der Basis kompensiert werden sollte (z.B. *Ragnarsson*, *Sigge-son* statt *Andersson*). Die meisten dieser Kriterien liegen auch noch dem aktuellen Namensvorschlagskatalog von 1992 zugrunde (s.u.).

Seit 1921 sind im Abstand von zehn bis zwanzig Jahren immer wieder neue Namensvorschlagsbücher erstellt worden, die den am Namenwechsel Interessierten zum einen ein Inventar an Auswahlmöglichkeiten zur Verfügung stellen, zum anderen aber auch nur Anleitungen zur Schaffung eines eigenen guten Familiennamens. Anhand dieser Namenlisten und -empfehlungen läßt sich der Wandel von Mode, Geschmack, aber auch von den sprachlichen Anforderungen an einen geeigneten Familiennamen gut ablesen. Von diesem Namenwandel handelt der folgende Abschnitt 4.

Zur heute geltenden Praxis sei kurz gesagt, daß sie seit dem neuen Namensgesetz von 1982 ausgesprochen liberal ist: Jede Person, die einen neuen Familiennamen wünscht – gleich, wie der bisherige Name beschaffen ist –, kann sich über das schwedische Patentamt einen neuen Namen besorgen.<sup>3</sup> Der Wechsel ist über ein Formular zu beantragen, kostet

1100 Kronen (ca. 250,- DM) und dauert drei bis vier Monate; während dieser Zeit wird geprüft, ob der beantragte Name – sollte er selbst kreiert worden sein – den Ansprüchen eines guten Familiennamens genügt und ob er nicht bereits vergeben ist. Oberstes Prinzip ist schließlich die Wahrung der Hauptfunktion von Eigennamen, die Monoreferentialität (auch wenn es sich bei dem Referenzobjekt um eine ganze Familie handeln kann).

## 4. Der zweigliedrige Naturname vom Typ *Lindgren* 'Lindenast': Aufstieg – und Niedergang?

4.1 Um die Jahrhundertwende sah sich das schwedische Familiennamensystem, wie bereits angesprochen, mit einer Flut wenig distinktiver *son*-Namen konfrontiert, auf die man oft durch die Annahme besonders differenzierender, fremd(artig)er Namen oder gar Phantasienamen reagierte. Den Patronymen standen die sehr distinktiven latinisierten und die zweigliedrigen Naturnamen gegenüber. Aufgrund der beim Namenwechsel stattfindenden Auswüchse bestand eine der wichtigsten Forderungen damaliger Sprachwissenschaftler wie Noreen darin, daß die neuen Familiennamen vor allem schwedischen Charakter haben sollten, und zwar sowohl was die Bildung, die Aussprache als auch die Schreibung betrifft. Eine weitere Forderung bestand im Verbot der Verwendung von reinen Rufnamen als Familiennamen; im Deutschen bilden diese dagegen eine wichtige Quelle – die häufigsten sind *Werner*, *Walter* und *Her(r)mann* –, und die jeweiligen Träger/innen wissen sicher von vielerlei Verwechslungen und Mißverständnissen zu berichten. Dieses Risiko wurde in Schweden per Verordnung beseitigt. Der puristischen Forderung nach möglichst schwedisch klingenden Namen entsprachen nun nicht gerade die latinisierten Namen, sondern die Naturkomposita, die sich ja aus rein schwedischen Bestandteilen zusammensetzen. Meist handelte es sich um die fugenlose Kombination zweier Lexeme aus dem Natur- und/oder Militärbereich. Die Gesamtbedeutung mußte dabei keinen potentiellen Sinn ergeben; vielmehr wurde gerade durch die Aufweichung von Selektionsbeschränkungen der Familienname als solcher markiert. Um eine Vorstellung dieser freien Kombinatorik zu vermitteln, seien dem Stockholmer Telefonbuch einige Kostproben entnommen:<sup>4</sup> *Hedström* 'Heidestrom', *Strömberg* 'Stromberg', *Åström* 'Flußstrom', *Skoghund* 'Waldhain', *Lundgren* 'Hainast', *Malmkvist* 'Erzweig', *Stenkvist* 'Steinweig' etc. Der Kombinierbarkeit scheinen kaum Grenzen gesetzt zu sein; eine der wenigen Beschränkungen besteht darin, daß nicht zwei gleiche Glieder miteinander kombinierbar sind (\**Gren-son*). Interessant ist, daß niemand in Schweden Anstoß an solchen Nonsensbildungen nimmt, ja diese nicht einmal als solche wahrnimmt. Die Inhaltsseite wird – für Eigennamen konstitutiv – vollkommen ausgeblendet, so daß kein Unterschied zwischen "sinnvollen" (*Lindkvist* 'Lindenweig') und unsinnigen Namen (*Stenkvist* 'Steinweig') empfunden wird.

Die Vorteile dieses Prinzips liegen auf der Hand: Die Strukturen sind durchweg schwedisch, d.h. Prosodie (Akzent 2), Lautung, Phonotaktik und meist auch die Schreibung folgen den schwedischen Gepflogenheiten. Die Memorierbarkeit ist durch die Bekanntheit der Ein-

<sup>3</sup> Früher mußten besondere Gründe für den Namenwechsel vorgebracht werden, etwa ein wenig differenzierender *son*-Name, ein sprechender Name o.ä.

<sup>4</sup> Die folgenden Beispiele entnehme ich einer Zusammenstellung von Eleonor Engbrant-Heider, der ich hierfür herzlich danke. Auch möchte ich Christer Lindqvist für seine Diskussionsbereitschaft danken.

zelglieder gewährleistet, nur die Abfolge selbst muß erlernt werden; besonders für Ausländer stellt die jeweilige Position der beiden Lexeme eine gewisse Herausforderung dar. Der mangelnde Sinn der Gesamtbedeutung oder auch nur die reine Naturbegrifflichkeit zeigen die Zugehörigkeit des Wortes zur Klasse der Familiennamen an. Des weiteren sind diese Namen kurz, denn in aller Regel bestehen sie aus zwei einsilbigen Lexemen. Kontakterscheinungen, etwa Assimilationen in der Fuge, finden kaum statt – von leichten Fällen wie z.B. *Stenkvist* [ˈste:nkvist] abgesehen. Damit ist gute Segmentierbarkeit gewährleistet. Nicht zu unterschätzen ist auch, daß sich Morphem- und Silbengrenzen immer decken. Auf allen Ebenen sind also positive Bilanzen zu verzeichnen. Und indem dieser Namentyp ursprünglich dem Adel und später dem Bürgertum eigen war, genoß er, zumindest noch zu Beginn dieses Jahrhunderts, ein gewisses Prestige. Auch dies kann zu seiner Karriere beigetragen haben. So erstaunt es nicht, daß genau dieser Namentyp von den Namensvorschlagskatalogen favorisiert, kultiviert und ausgebaut worden ist und auch beim Namenwechsel eindeutig bevorzugt wird. Da beim Namenwechsel das Verbot der Doppelvergabe ein und desselben Namens gilt, wird das Kombinationsprinzip stark strapaziert, d.h. dieser Namentyp ist mit seinem fast unerschöpflichen Potential an Kombinationsmöglichkeiten dem hohen Differenzierungsbedarf am ehesten gewachsen.

4.2 Bis zu den 40er Jahren galt als dominierendes Bauprinzip der neuen schwedischen Familiennamen die strikte Kombination blanker Lexeme. Von diesem ursprünglichen Prinzip zeugen noch die häufigsten Vertreter unter den Naturkomposita, denn diese müssen früh, d.h. schon zu Zeiten entstanden sein, in denen es noch keine Kontrolle über die Mehrfachvergabe von Familiennamen gab. Zwischen Rang 19 und 29 (bis Rang 18 gibt es nur *son*-Namen) befinden sich die sieben folgenden Naturnamen (gemäß dem *Svenska Efternamnsförslag* = SEF 1992:19): *Lindberg*, *Lindström*, *Lindgren*, *Lundberg*, *Bergström*, *Lundgren* und *Berglund*.<sup>5</sup> Wie diese Beispiele bereits dokumentieren, ist die Varianz an Bausteinen eher gering: Diese sieben Komposita aus 14 Bausteinen setzen sich aus insgesamt nur fünf unterschiedlichen Einheiten zusammen (s. Fußnote 5). Analysiert man die 20 häufigsten Naturnamen (unter denen sich auch drei Simplicia – *Berg*, *Lind*, *Holm* – befinden), gelangt man zu 37 Kompositionsgliedern von insgesamt nur 16 unterschiedlichen Typen. Dabei ist die Varianz unter den Erstgliedern deutlich höher als unter den Zweitgliedern (von den drei Simplicia sehen wir hier ab): Die Erstglieder umfassen elf unterschiedliche Bausteintypen, die Zweitglieder dagegen nur sechs.<sup>6</sup> Von einem noch viel krasserem (und vor allem repräsentativerem) Ergebnis einer Auswertung von 80.000 Familiennamenkomposita berichtet Bergman 1991:218: Hier beträgt die Anzahl der Erstglieder 11.500, die der Zweitglieder dagegen nur 1.400, d.h. es ergibt sich ein Gefälle von 8:1. Diese Diskrepanz zwischen Erst- und Zweitgliedern zieht sich durch bzw. verstärkt sich sogar bis in die heutigen Anleitungen zur Schaffung von Familiennamen.

Des weiteren zeigen die genannten Beispiele, daß die frühen (und häufigsten) Namenkomposita auf der schlichten, fugenlosen Kombination zweier bekannter, gerade in Familien-

<sup>5</sup> Zur Bedeutung dieser einzelnen (insgesamt nur fünf) Glieder: *lind* 'Linde', *berg* 'Berg', *ström* 'Strom', *gren* 'Ast', *lund* 'Hain'.

<sup>6</sup> Dabei sind einige Erst- und Zweitglieder identisch wie z.B. *berg* in *Bergström* und *Lundberg*.

namen oft wiederkehrender einsilbiger und auch phonotaktisch schlichter Naturlexeme basieren; auch kommt es schon hier zu nicht mehr interpretierbaren Verbindungen (z.B. *Lundgren* 'Hainast').

4.3 Seit den 40er Jahren ist eine sukzessive Liberalisierung der Kompositionsregeln zu verzeichnen. Wichtige Innovationen enthalten die beiden Namenbücher von 1939 und 1940 (die folgenden Fakten basieren auf Andersson 1979/80 und Brylla 1995 und 1996): Hier werden nun auch Ortsnamen als Familiennamen empfohlen, sei es in unveränderter Form, sei es als Material (Bausteine) für künstliche Namenkomposita; solche mittlerweile verbreiteten Ortsnamenglieder innerhalb von Familiennamen sind *-rud*, *-ryd* und *-hed*. Durch die Integration von Ortsnamenelementen wird die Materialbasis stark erweitert, während gleichzeitig der schwedische Charakter gewahrt bleibt und weitgehend (doch nicht durchgehend) auch die Naturbegrifflichkeit. Die zunehmende Integration bedeutungsloser Elemente führt dazu, daß in den 60er Jahren immer mehr Namen mit einem zwar schwedisch klingenden, doch nunmehr völlig opaken Erstglied vom Patentamt akzeptiert werden. Bezeichnenderweise gilt diese Liberalität viel weniger für das Zweitglied, d.h. dieses muß offensichtlich den Status des Familiennamens markieren, indem es aus bekannten Namenbausteinen wie *-berg*, *-gren*, *-ström* besteht. Damit verstärkt sich die Asymmetrie innerhalb des Kompositums. Genau wie in der Appellativik ist es auch bei Familiennamen das Letztglied, das die Hauptinformation trägt und über die Wortartzugehörigkeit der Gesamtverbindung entscheidet.<sup>7</sup> In diesem Sinn stellt Andersson 1979/80:390 fest:

Genom den uppluckring av språkkänslan som här nämns har alltså banats väg för en i princip fri kombination av en fonotaktiskt godtagbar ljudföljd som första element och en gängse slutled eller ett gängse suffix som andra element. Namnens slutleder resp. suffix har därmed kommit att ensamma bära upp släktnamnskaraktären.<sup>8</sup>

4.4 Seit 1964 werden die Namenlisten mithilfe von Computern erstellt, d.h. nun setzt eine Automatisierung der Kombinationen ein: Schwedisch klingende Einsilber werden eingegeben und – vorerst noch als Erstglieder – mechanisch mit Zweitgliedern kombiniert. Auf diese Weise fanden bisher wenig genutzte Bausteine (wie z.B. *Balk-*, *Föll-*, *Pors-*, *Tang-*) systematisch Eingang in den Namenbestand. Ende der 70er Jahre werden auch die stärker restriktiven Anforderungen für das Zweitglied gelockert, was Namenszulassungen auf *-bragd*, *-fred*, *-klav*, *-nest*, *-sol* etc. bezeugen.

Ein weiterer Einschnitt erfolgt mit der extensiveren Nutzung von *-son* als Zweitglied: Schon Noreen empfahl, wie oben erwähnt, Bildungen mit *-son* auf der Basis außergewöhnlicher Rufnamen (z.B. *Ragnarsson*, *Siggeßon*). Die Namensvorschläge von 1964 lösen auch diese Selektionsbeschränkungen, indem "hybride" Verbindungen wie *Lindson* 'Lindensohn',

<sup>7</sup> Diese Struktur ist übrigens im Prinzip auch in den beiden anderen Familiennamentypen (auf *-son* und auf ein lat. Suffix bzw. dessen Reflex) enthalten: *-ius*, *-een/-én*, *-ér* etc.

<sup>8</sup> Übersetzung (D.N.): "Durch die hier beschriebene Lockerung des Sprachgefühls wurde der Weg für eine prinzipiell freie Kombination einer phonotaktisch annehmbaren Lautfolge als Erstglied und eines üblichen Zweitglieds oder eines üblichen Suffixes als zweites Element gebahnt. Damit haben die Zweitglieder bzw. Suffixe die Funktion bekommen, allein den Familiennamencharakter anzuzeigen."

Gyllenson '?-sohn', Balson '?-sohn' etc. gutgeheißen werden. Dabei fällt auf, daß in solchen Mischbildungen das bei (ehemaligen) Patronymen übliche Genitiv-*s* des Rufnamens entfällt (Svensson, aber Lindson). Die Selektionsbeschränkungen des onymischen Suffixes *-son* haben also damit eine beträchtliche Lockerung erfahren. Dabei wird der Vorteil dieser Suffixe – die eindeutige und ökonomische Familiennamenmarkierung – systematisch genutzt, doch der Nachteil – die Beschränkung auf männliche Rufnamen – beseitigt. Auch das metronymische Prinzip wird in jüngerer Zeit wiederbelebt, womit das bisher brachliegende System der weiblichen Rufnamen erschlossen werden soll: *Evasson, Evasdotter, Brittasson, Brittadotter*. Auch dringen seit Ende der 70er Jahre zunehmend Rufnamen (ohne *-son*) als Erstglied in den Familiennamenbestand ein: *Erixelius, Hildegran, Selmelind*.

4.5 Eine weitere Liberalisierung betrifft den Gebrauch von Fugenelementen: So wurde noch 1954 der Vorschlag, Fugenelemente wie *-er-* (*Linderberg*) oder *-en-* (*Vallenberg*) zuzulassen, mit der Begründung zurückgewiesen, daß hier zu sehr deutsche Bildungsmuster durchschienen, und dies sei dem schwedischen Charakter neuer Familiennamen abträglich. Gleiches betraf das Suffix *-er*. Nur das Fugenelement *-en-* wurde schließlich akzeptiert, da es auch in vielen schwedischen Toponymen vorkommt. Heute dagegen wird der Gebrauch jeglicher Fugenelemente nicht nur erlaubt, sondern empfohlen: Im SEF 1992 befindet sich eine ganze Liste solcher Erweiterungen (s.u. 5.3). Auch lateinische Suffixe wie *-(el)ius, -enius, -eus* etc. wurden wegen ihres Fremdheitscharakters noch Ende der 40er Jahre sehr restriktiv gehandhabt. Heute werden sie systematisch zur Differenzierung genutzt: *Grödelius, Grålin* etc. (aus dem SEF 1992). Auch verstärkt sich die Tendenz, für das Zweitglied statt Kompositionsglieder Derivationssuffixe zuzulassen: Andersson 1979/80 erwähnt Beispiele wie *Woxert, Dalix* und *Lomax*, wobei weder *-ix* noch *-ax* schwedischen Strukturen entsprechen.

4.6 Ein ganz anderes Differenzierungspotential, das gerade nicht in einer weiteren Aufhebung der Selektionsbeschränkungen besteht, ergibt sich aus der seit den 80er Jahren bestehenden Möglichkeit, bei der Heirat den Familiennamen des Partners als sog. Zwischennamen zwischen den eigenen Ruf- und Familiennamen zu schieben. Damit wird die Kombinatorik als solche erweitert, der zweistellige Gesamtname wird dreistellig. Wieweit von einer solchen Erweiterung des Gesamtnamens tatsächlich – auch im Alltag – Gebrauch gemacht wird, steht dahin; doch zeigt ein Blick auf die Handhabung doppelter Familiennamen in Deutschland, daß de facto fast immer nur ein Familienname verwendet wird, d.h. dieses Maximalprinzip kollidiert mit dem Gebot der Ausdruckskürze von Eigennamen.

4.7 Bevor wir uns den heute geltenden Anforderungen an einen guten Familiennamen zuwenden, seien kurz die Entwicklungen des zweigliedrigen Naturkompositums resümiert: Weiter bestehen bleibt die Zweigliedrigkeit als solche; diese scheint sich also sehr bewährt zu haben. Ein solches Kombinationsprinzip birgt ein riesiges Potential neuer Eigennamen. Geändert hat sich die reine Naturbegrifflichkeit der Einzelglieder: Mittlerweile können auch Ortsnamen(glieder), männliche und weibliche Rufnamen und vollkommen bedeutungslose (doch schwedisch wirkende) Morphe mit Zweitgliedern oder onymischen Suffixen wie *-son* und *-ius* kombiniert werden; dabei sind sogar hybride Bildungen wie *Lindson* oder *Hanneblom*

erlaubt. Wieweit von solchen Mischungen tatsächlich Gebrauch gemacht wird, harret noch der systematischen Erforschung. Auch die Beschränkung auf reine Komposita löst sich zunehmend auf, indem Suffixe wie *-e, -er* oder *-ius, -eus, -ell, -é* etc. statt des Zweitglieds erscheinen können. Als Konstante kristallisiert sich immer mehr eine intern asymmetrische Struktur heraus, die darin besteht, daß in jedem Fall das zweite Glied die Familiennamenfunktion eindeutig anzeigt. Das erste Glied sorgt also primär für die Maximierung der Distinktivität, während das zweite die Wortartmarkierung leistet. Auch durch die weitgehende Aufhebung der Selektionsbeschränkungen zwischen (differenzierendem) Erstglied und (wortartmarkierendem) Zweitglied (bzw. Suffix) wird das Repertoire an neuen Eigennamen erheblich erweitert. Schließlich beseitigen Fugenelemente zwischen Erst- und Zweitglied (*Linderberg*) die anfängliche Kombinatorik reiner Lexeme und erhöhen so das Differenzierungspotential. Soviel zu den Veränderungen. Mit Bezug auf die in der Kapitelüberschrift enthaltene Frage kann nur teilweise von einem Niedergang des zweigliedrigen Naturamentyps gesprochen werden: Was konstant bleibt, ist das (abstrakte) Bauprinzip; was sich geändert hat (und weiterhin ändert), ist dessen (konkrete) materielle Füllung. Das zweigliedrige Naturkompositum wurde im Laufe der Zeit zu einem zweigliedrigen Namen aus mehr oder weniger bekannten bis beliebigen Bausteinen.<sup>9</sup>

In welchem Ausmaß nun tatsächlich von diesen vielen Möglichkeiten und Angeboten Gebrauch gemacht wird, ob es hier zeitliche, regionale oder soziale Unterschiede gibt, wieweit auf die Vorschläge in den Namenbüchern zurückgegriffen wird und wieweit eigene Kreationen hervorgebracht werden, bedarf noch der eingehenden Erforschung. Es kann daher nur Andersson 1979/80:399f. beigeprpflichtet werden, der fordert:

En mängd forskningsuppgifter, varav ett par antytts, väntar på sin bearbetning, t.ex.: orsaker till släktnamnsbyte, olika kategorier av namnsökande [...], namnbytesfrekvens och orsaker till dess fluktuation, val ur namnförlagsböcker kontra egen uppfinnning, bas för nybildade släktnamn (ortnamn, förnamn, annat), olika typer av släktnamn och deras popularitet under olika tider, släktnamnsvård och släktnamnsplanering [...].<sup>10</sup>

## 5. Die heutigen offiziellen Anforderungen an einen guten Familiennamen

5.1 Nach der diachronen Dynamik in Abschnitt 4 wenden wir uns der synchronen Darstellung der heute geltenden Bestimmungen bei der Wahl eines neuen Familiennamens zu. Grundlage bildet das neueste Namenbuch *Svenska Efternamnsförlag* (SEF 1992), die vom Patentamt herausgegebene Informationsbroschüre mit dem ermunternden Titel *Dags att byta namn* ("Zeit zum Namenwechsel") von 1995 und das schwedische Namensgesetz (*Namnlag*) von 1986.

<sup>9</sup> Zu neuesten Entwicklungen s. Brylla 1986.

<sup>10</sup> Übersetzung (D.N.): "Eine Menge Forschungsaufgaben, von denen ein paar angedeutet wurden, harren ihrer Bearbeitung, z.B.: Ursachen des Familiennamenwechsels, verschiedene Kategorien von Namensuchenden, [...], Häufigkeit des Namenwechsels und Gründe für ihre Fluktuation, Wahl aus Namensvorschlagsbüchern vs. eigene Erfindung, Basis neugebildeter Familiennamen (Ortsnamen, Rufnamen, Anderes), verschiedene Familiennamentypen und deren Popularität zu unterschiedlichen Zeiten, Familienamenpflege und -planung [...]."

Das SEF 1992 besteht zum größten Teil aus zwei zusammengefaßten Namenbüchern, d.h. langen Listen mit insgesamt 22.000 Namensvorschlägen, die samt und sonders auf dem Zweigliedrigkeitsprinzip basieren (mit und ohne Fugenelemente). Der Vorspann besteht aus diversen Vorworten und einer Einleitung (die sich zum größten Teil mit dem Beitrag von Andersson 1979/80 deckt). Es folgt eine 237 Einträge umfassende Liste mit Zweitgliedern und Suffixen, die den 22.000 computererstellten Namensvorschlägen zugrundegelegt wurden. Nach einigen Informationen zum Namenwechsel kommt die bereits erwähnte Statistik über die 142 häufigsten Familiennamen im Jahr 1973. Den letzten Teil bildet das Kapitel "Nya släktnamnstyper" ("Neue Familiennamentypen").

5.2 Den genannten Materialien ist zu entnehmen, daß das oberste Prinzip bei der Wahl eines Familiennamens seine Eindeutigkeit ist, und dies sowohl bezüglich anderer Familiennamen als auch bezüglich Rufnamen, Produktnamen, Gesellschaften, Verein(igung)en und anderer Namen (außer Toponymen). Ausnahmen davon gibt es dann, wenn jemand einen früher in seiner Familie (in direkter Linie) getragenen Familiennamen wieder annehmen möchte, oder wenn jemand die prinzipiell bestehende (doch selten genutzte) Möglichkeit wahrnehmen will, ein echtes, motiviertes Patro- oder Metronym (auf *-son* oder *-dotter*) anzunehmen. Ansonsten kann man sich einen Namen aus den aktuellen Vorschlagslisten aussuchen, oder man bildet sich einen eigenen. In letzterem Fall muß sich der Name in Bildung, Aussprache und Schreibung als ein in Schweden geeigneter Familienname ausweisen<sup>11</sup> – wie immer dies im einzelnen ausgelegt werden mag (s. hierzu Brylla 1996). Zum Grundprinzip der Bildung neuer Familiennamen schreibt der SEF 1992:XXII: "Namnförslagslistor innehåller nya namn, hopfogade av gamla beståndsdelar. De namnen är nya men ändå egentligen inte nymodiga. De är unika men delarna låter välbekanta."<sup>12</sup>

5.3 Besonders interessant sind die Anleitungen zur unterschiedlichen Bildungsweise von Erst- und Zweitgliedern, denn hier eröffnet sich ein krasses Restriktionsgefälle:

Das Erstglied kann vollkommen beliebig sein und muß keine besondere Bedeutung enthalten; vielmehr sollte es sogar möglichst bedeutungslos sein und nicht einmal Anlaß zu Assoziationen geben. Empfohlen werden daher z.B. Rufnamen (*Larsfjård* 'Lars-bucht', *Lisegran* 'Liese-fichte', *Sturelöv* 'Sture-laub'), doch auch völlig opake Morphe (*Mjörn* '?', *Rigg* '?). Außerdem sollte das Erstglied kurz – möglichst einsilbig – und gemäß den schwedischen Normen aussprechbar sein. Auch Anforderungen ästhetisch-euphonischer Art werden gestellt: Zu lange, schwierige oder ungewöhnliche Anlautkonsonanzen wie *\*Spl-* oder *\*Fn-* werden als unschön empfunden und sollen gemieden werden. Als abschreckende Beispiele dienen *\*Sploskelius* und *\*Fnuteman*, denn schließlich bildet die gute Aussprechbarkeit ein

<sup>11</sup> "Bl.a. skall namnet ha en sådan språklig form i fråga om bildning, uttal och stavning att det är lämpligt som efternamn här i landet" (*Namnlagen* 1986:18). – Übersetzung (D.N.): "Unter anderem sollte der Name hinsichtlich Bildung, Aussprache und Schreibung von einer solchen sprachlichen Form sein, daß er sich als Nachname hier im Land eignet."

<sup>12</sup> Übersetzung (D.N.): "Namenvorschlagslisten enthalten neue Namen, die sich aus alten Bestandteilen zusammensetzen. Diese Namen sind neu, aber dennoch nicht eigentlich neuartig. Sie sind einmalig, doch die Teile klingen bekannt."

wichtiges Kriterium. Auch Konsonantenwiederholungen wie *\*Bib-*, *\*Mem-*, *\*Pep-* werden als zu kindersprachlich abgelehnt: Sie klingen eher wie Kose- als Familiennamen. Außerdem sollten die Erstglieder nicht zu sehr anderen typischen Erstgliedern ähneln: So verbietet sich *\*Sö-* wegen *Sjö-* oder *\*Perg-* wegen *Berg-*.

An das Erstglied kann sich prinzipiell ein Fugenelement anschließen; die folgenden werden empfohlen: *-a-*, *-e-*, *-el-*, *-er-*, *-ing-*, *-le-*, *-ne-*, *-re-*, *-s-*. Die meisten sind wenig spezifisch, enthalten ein unauffälliges *e*, sind kurz (z.T. nur ein Laut) und weisen eine schlichte phonotaktische V-C- oder C-V-Struktur auf. Von einem potentiellen lexikalischen Gehalt kann keine Rede sein. Hier von einem Zwischenglied ("mellanled") zu sprechen, wie dies vorgeschlagen wird, wäre verfehlt: Diese Elemente dienen nur der Modifizierung des Erstglieds und entfalten auch nur in Bezug auf dieses ihr Differenzierungspotential. Wie im vorangehenden Abschnitt erwähnt, hat man sich erst spät zu diesen kleinen Zusatzbausteinen entschlossen. Ein gleichgewichtiges Zwischenglied würde das Kürzegebot verletzen (ebenso mehrsilbige Erst- und Zweitglieder). Eigene Stichproben aus den Namensvorschlagslisten haben zu dem Befund geführt, daß ein Fugenelement (wie z.B. *-en-*) ein (prinzipiell auch mögliches) Suffix am Namenende ausschließt, d.h. entweder wird nur in der Mitte oder nur am Ende zusätzlich differenziert (also entweder *Fallendal* oder *Falldalen*, doch nicht *\*Fallendalen*). Damit manifestiert sich wieder das Spannungsgefüge zwischen maximaler Distinktivität bei gleichzeitig minimalem Ausdruck. Die Fugenelemente schaffen hier einen idealen Kompromiß.

Dagegen wird beim Zweitglied angeraten, auf ein übliches, typisches Morph zurückzugreifen, anhand dessen der Familiennamencharakter deutlich wird. Vor ungewöhnlichen Zweitgliedern wird wie folgt gewarnt:

Väljer man däremot ett efterled av annan typ, får ordet en helt annan karaktär. Den som presenterar sig som *Drontherg* riskerar att möta frågan: 'Vad var det Ni sa att Ni hette?', medan den som kallar sig *Bergdront* kan få den helt oförstående frågan 'Vad var det Ni sa?' (XXIII).<sup>13</sup>

Aus der beigegeführten Liste der 237 Zweitglieder und Suffixe, die bei der Herstellung der Listen verwendet wurden und als Anregung für eigene Kreationen dienen, geht hervor, daß sie tatsächlich den traditionellen Typen wie *-gren*, *-holm*, *-lund*, *-ström* etc. angehören. Auch die lateinischen Suffixe (bzw. deren Reflexe) vom Typ *-(i)us*, *-eus*, *-ell*, *-ér* etc. sind enthalten. Das Zweitglied scheint also als eine Art Standbein, das Erstglied als Spielbein zu fungieren.

Eine explizite Ungleichbehandlung von Erst- und Zweitglied ergibt sich auch aus den Anleitungen zur Schreibung: Das SEF 1992 empfiehlt ausdrücklich, prinzipiell die normale schwedische Orthographie zu befolgen. Doch gelten für das ohnehin weniger reglementierte Erstglied auch hier Sonderbestimmungen, d.h. mehr Schreibvarianten: Für den [j]-Laut empfiehlt man <j> oder vor Palatalvokal<sup>14</sup> <g>, doch auch die (im heutigen Schwedischen sehr seltenen) Digraphen <dj>, <gj>, <hj> und <lj>. Auch die Verwendung der Fremdgra-

<sup>13</sup> Übersetzung (D.N.): "Wählt man dagegen ein Zweitglied anderen Typs, bekommt das Wort einen ganz anderen Charakter. Wer sich als *Drontherg* ['? -berg'] vorstellt, riskiert die (Gegen-)Frage: 'Wie sagten Sie, daß Sie heißen?', während der, der sich *Bergdront* ['Berg-?'] nennt, die völlig verständnislose Frage bekommen kann 'Was sagten Sie?'."

<sup>14</sup> Eine Ausnahme bildet der Palatalvokal [u].



pheme <w>, <z> und <c> ist in einem Erstglied erlaubt. Dagegen ist das Zweitglied auch auf der graphischen Ebene stärkeren Restriktionen unterworfen. Zwar werden abweichende Schreibungen wie <-bladh, -dahl, -feldt> als existent erwähnt, doch sind solche Varianten nicht erwünscht und weder in der Liste der Zweitglieder noch in der Liste der 22.000 Namensvorschläge enthalten (von <-stedt> abgesehen). Die Schreibung geht also mit dem sonstigen Restriktionsgefälle zwischen Erst- und Zweitglied konform.

5.4 Was die Schreibung der schwedischen Familiennamen betrifft, so scheint die graphische Ebene prinzipiell viel weniger zur Differenzierung genutzt zu werden als im Deutschen (vgl. hier etwa <Maier, Meier, Mayer, Meyer, Mair, Mayr, Meyr, Meir>). Auch andere formale Abweichungen von den generellen sprachlichen Strukturen sind in schwedischen Eigennamen viel seltener als in deutschen, was darin begründet liegt, daß die Familiennamen im Deutschen mehr appellativische Strukturen aufweisen. Da hier kein freier Familiennamenwechsel besteht, muß die Eigennamenmarkierung, d.h. der Abstand zu den Appellativen, gerade über den formalen Kontrast erfolgen (vgl. <Bäcker> (APP) vs. <Becker> (EN)).

Doch finden sich in den schwedischen Familiennamen patronymischer Herkunft eher Variantenschreibungen nebst der Verwendung von Fremdgraphemen, d.h. bei den vielen *Erikssons* und *Gustavssons* ist eine graphische Differenzierung viel eher angezeigt. So ergaben Stichproben in Telefonbüchern, daß bis zu neun Heterographien ein und desselben (homophonen) Patronyms vorkommen: *Isak(s)son*, *Isac(s)son*, *Isaak(s)son*, *Isaac(s)son*, *Isaxon* (ähnlich auch *Erik(s)son*, *Eric(s)son*, *Erixon*, *Ericzon*, *Erikzon* oder *Gustav(s)son*, *Gustaf(s)son*, *Gustafsson* etc.). Das SEF 1992 stellt sogar explizit frei, bei der Bildung von Patronymen das graphische Genitiv-<s> – das vor -son ohnehin nicht zu hören ist – wegzulassen, d.h. hiermit kann eine weitere Differenzierungsquelle, gerade bei diesem häufigsten Namentyp, erschlossen werden.

Auffälligerweise finden sich jeweils sämtliche graphischen Varianten im Telefonbuch unter demselben Eintrag, d.h. alle *Isaaksson* + Schreibvarianten folgen nicht ihrer eigenen alphabetischen Ordnung, sondern dem Anfangsgraphem des Rufnamens der betreffenden Person. Dies gilt sogar für die Gruppe *Karl(s)son/Carl(s)son*, die trotz unterschiedlicher Anlautgrapheme unter <K> eingeordnet ist. Einerseits suchen diese häufigen Patronyme durch ihr graphisches Sonderverhalten Distinktivität, andererseits wird diese Differenzierung durch die Zusammenführung in Gruppen wieder eingeebnet – zumindest in Telefonbüchern. Dem jeweiligen Träger wird jedoch die abweichende Schreibung wichtig sein. Es wäre interessant zu überprüfen, ob in den patronymischen Allerweltsnamen eher von der graphischen Differenzierung Gebrauch gemacht wird als in den ohnehin eindeutigen zweigliedrigen Namen. Zwar verfügen auch diese über Schreibvarianten<sup>15</sup> (z.B. <-kvist, -quist, -qvist> oder <Engbrant> ~ <äng> 'Wiese'), doch scheint hier der Bedarf und damit auch das Ausmaß an formalen Differenzierungen geringer zu sein. Des weiteren wäre zu untersuchen, ob bei den zweigliedrigen Namen mit der Verminderung der Selektionsbeschränkungen – und das heißt mit der zunehmenden Verlagerung des Eigennamencharakters in die bloße Kombinatorik zweier heterogener Kompositionsglieder – die graphische Differenzierung abnimmt. Zwar ge-

statet das SEF 1992 die sechs [j]-Verschriftungsvarianten <j, g (vor Palatal), dj, gj, hj, lj>, doch scheint davon de facto kein großer Gebrauch gemacht zu werden. Es wäre also zu fragen, ob eine Korrelation besteht zwischen einer hohen Selektionsbeschränkung der Kompositionsglieder (reine Naturbegriffe) und Heterographien und umgekehrt zwischen der Verminderung der Selektionsbeschränkungen und der orthographisch korrekten Repräsentation der Einzelglieder. Möglicherweise besteht also ein Verhältnis zwischen Belastung der Kombinatorik und Entlastung der Formseite. Dafür spricht, daß die 22.000 Namensvorschläge im SEF z.B. keine (abweichenden) <Eng>-, sondern nur <Äng>-Schreibungen enthalten.

## 6. Schluß

Mit den schwedischen Familiennamen bekommen wir den seltenen Fall von Namenwandel zu greifen. Die Dynamik dieses Wandels fördert die Prinzipien und Ideale proprialer Strukturen deutlich zutage, wenngleich betont werden muß, daß die Kreativität bei der Schaffung neuer Familiennamen reglementiert ist. So etwa verhindert das Gebot der Systemangemessenheit schwedischer Familiennamen die Entstehung "unschwedischer", d.h. formal stark abweichender Namen. Die Reglementierung verhindert auch sprechende (und potentiell motivierbare) Namen, mit denen etwa das Deutsche konfrontiert ist. Es handelt sich also um gelenkten Sprachwandel. Dennoch oder gerade deshalb lohnt es sich, die Normen bei der Bildung neuer Familiennamen zu untersuchen und nach deren Ratio zu fragen. M.E. ist die schwedische Reglementierung als sehr gelungen zu betrachten, da sie den meisten – teilweise miteinander konfligierenden – Anforderungen an einen funktionstüchtigen Eigennamen gerecht wird. Daher seien abschließend die für die "Karriere" des zweigliedrigen Familiennamens verantwortlichen Gründe kurz zusammengestellt:

6.1 *Monoreferentialität*: Durch das Verbot der Doppelvergabe von Familiennamen und die Kontrolle des Patentamtes darüber kommt es nicht zu Familiennamen mit mehr als einem/r Träger/in bzw. einer Trägerfamilie (von Ausnahmen, etwa Patronymen, abgesehen).

6.2 *Distinktivität*: Durch die Nutzung des Kombinationsprinzips gelangt man zu einem unerschöpflichen Fundus an Familiennamen. Dieses Repertoire wird durch die beschriebenen Lockerungen der Selektionsbeschränkungen erweitert.

6.3 *Memorierbarkeit*: Durch den hohen Gehalt appellativischer Strukturen, die zwar als Kombinationen oft ungewöhnlich bis inkompatibel sind, wird gute Memorierbarkeit gewährleistet. Ein Problem ergibt sich allenfalls im Erlernen der Reihenfolge der beiden Lexeme (wobei es gewisse typische Erst- und Zweitglieder gibt). Durch die Erweiterung der einstigen Naturlexeme durch Toponyme, Rufnamen und Morphe wie -son, -ius etc. erweitern sich nur die Kombinationsregeln. Erst die Nutzung opaken Materials geht auf Kosten der Memorierbarkeit.

<sup>15</sup> Diese heutigen Schreibvarianten können natürlich aus historisch richtigen Schreibungen resultieren.



6.4 *Keine Motivierbarkeit*: Da die potentielle Gesamtbedeutung der Familiennamen von seltenen bzw. selten versprachlichten Naturphänomenen ('Lindenweig') bis hin zu uninterpretierbaren Nonsense-Bildungen reichen ('Waldweig'), ist die Gefahr einer Kollision mit der Appellativik benannt (im Gegensatz zu deutschen Namen wie *Mutter, Mann, Koch*).

6.5 *Schwedische Strukturen*: Auf der Ausdrucksseite verhalten sich die meisten zweigliedrigen Familiennamen wie schwedische Appellative, sowohl was die prosodische, phonologische, phonotaktische als auch die (ortho)graphische Ebene betrifft. Gerade die im Deutschen üblichen Heterographien halten sich im Schwedischen sehr in Grenzen. Trotz der graphischen Liberalität, die das SEF 1992 vertritt, scheint davon kein übermäßiger Gebrauch gemacht zu werden.

6.6 *Gute Segmentierbarkeit*: Das Kombinationsprinzip besteht in der schlichten Aneinanderreihung zweier monomorphematischer Lexeme. Assimilationen finden im üblichen Rahmen appellativischer Komposita statt, d.h. die Integrität der beiden Bestandteile bleibt gewahrt. Auch fallen Silben- und Morphemgrenze zusammen. Mittlerweile sind Fugen- und Schlußelemente erlaubt, doch sind diese der Segmentierbarkeit nicht abträglich (sondern sie modifizieren nur das Erst- bzw. Zweitglied in formaler Hinsicht).

6.7 *Ausdrucks Kürze*: Die große Mehrheit der Namenkomposita besteht aus zwei einsilbigen Bausteinen, d.h. die Zweisilbigkeit des Gesamtnamens wird nur selten überschritten. Dagegen umfassen viele *son-* und *ius-*Namen drei oder mehr Silben.

6.8 *Ästhetik*: Durch die Unterbindung bestimmter Lautkombinationen und -häufungen kommt es nicht zu unangenehm oder lächerlich klingenden oder schwer zu artikulierenden Namen. Der freie Zugriff auf das Familiennamensystem hat vielmehr zur Folge, daß sich in Schweden eine richtige Ästhetik des Familiennamens entwickelt hat, wie wir dies im Deutschen nur von den Rufnamen kennen, über deren Vergabe wir ja auch frei verfügen. Allerdings wird hier aus einem festen Inventar ausgewählt, während schwedische Familiennamen auch selbst kreiert werden können. So kommt es in Schweden oft zu Beurteilungen von Familiennamen wie "klingt protzig/angeberisch", "klingt mittelmäßig", "klingt albern" usw.

Mit dieser breiten Palette an Vorzügen ist die Bilanz des zweigliedrigen Familiennamens m.E. als überaus positiv zu bewerten. Viele Nachteile deutscher Familiennamen – ihre mögliche Motivierbarkeit, zu dominante oder auch zu schwache/keine appellativische Strukturen, Memorierungsproblem etc. – treten im Schwedischen nicht bzw. vermindert auf. Auch die beiden anderen Familiennamentypen, der patronymische und der latinisierte Name, bilden mit ihren onymischen Suffixen eine ökonomische Methode, das Wort eindeutig und ohne viel Aufwand als Familiennamen auszuweisen. Nicht umsonst wird das Verfahren der onymischen Suffigierung zunehmend auch auf die Naturnamen angewandt. Dies führt tendenziell zu einer Auflösung der Grenzen zwischen den drei schwedischen Familiennamentypen.

## Literatur

- Andersson, Thorsten (1979/80): "Svenska släktnamn i går, i dag – i morgon?" – In: *Nysvenska studier* 15/16, 385–400.
- Bergman, Gösta (<sup>3</sup>1991): *Kortfattad svensk språkhistoria*. – Stockholm: Prisma.
- Brylla, Eva (1995): "Utvecklingen av svenskt släktnamnsskick under 1900-talet". – In: Krugen, Kristoffer (Hg.): *Slektnamn i Norden*, 61–77. – Uppsala: Norna (= Norna-Rapporter 58).
- (1996): "Montroyal, Beachman och Lamagia. Om nybildade svenska efternamn, beslutsprocesser och tendenser". – In: *Språket lever! Festskrift till Margareta Westman*, 21–27. – Falun: Nordstests.
- Dags att byta namn (1995). *Om byte av förnamn och efternamn*. – Stockholm: Patent- och registreringsverkets namnenhet.
- Debus, Friedhelm (1977): "Aspekte zum Verhältnis Name – Wort". – In: Steger, Hugo (Hg.): *Probleme der Namenforschung im deutschsprachigen Raum*, 3–25. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1980): "Onomastik". – In: Althaus, Hans Peter; et al. (Hgg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Bd. 1, 187–98. – Tübingen: Niemeyer.
- Fleischer, Wolfgang (1964): "Zum Verhältnis von Name und Appellativum im Deutschen". – In: *WZUL* 13/2, 369–78.
- Kalverkämper, Hartmut (1978): *Textlinguistik der Eigennamen*. – Stuttgart: Klett-Cotta.
- Modér, Ivar (<sup>3</sup>1989): *Svenska personnamn*. – Lund: Studentlitteratur (= Anthroponymica suecana 5).
- Namnlagen (1986). – Stockholm: Justitiedepartementet.
- Noreen, Adolf (1924a): "Tio budord till dem som ämnar anta nytt släktnamn". – In: Noreen, Adolf (Hg.): *Spridda studier IV*, 7–10. – Lund: Gleerups.
- (1924b): "Det hotande namnbarbariet och den nya släktnamnslagstiftningen". – In: Noreen, Adolf (Hg.): *Spridda studier IV*, 52–61. – Lund: Gleerups.
- Nübling, Damaris (denn.): "Deutsch-schwedische Divergenzen in Entstehung und Struktur der Familiennamen. Ein Beitrag zur kontrastiven Onomastik". – In: *Beiträge zur Namenforschung*.
- (denn.): "Auf der Suche nach dem idealen Eigennamen". – In: Dressler, Wolfgang U.; et al. (Hgg.): *Beiträge zum 2. internationalen Symposium zum Thema 'Natürlichkeitstheorie'*. – Maribor: Akademieverlag.
- Ronneberger-Sibold (denn.): "Wortschöpfung im Deutschen: Zur morphologischen und phonologischen Struktur deutscher Handelsnamen". – In: Dressler, Wolfgang U.; et al. (Hgg.): *Beiträge zum 2. internationalen Symposium zum Thema 'Natürlichkeitstheorie'*. – Maribor: Akademieverlag.
- Seibicke, Wilfried (1985): "Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Personennamen". – In: Besch, Werner; et al. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Bd. 2.2., 2148–63. – Berlin, New York: de Gruyter.
- Svenska efternamnsförslag* (1992). *Namnbok till vägledning vid val av nya efternamn. Utgiven av Patent- och registreringsverkets namnenhet*. – Stockholm: Patent- och registreringsverkets namnenhet.
- Utterström, Gudrun (1982): "Tvåledade svenska adelsnamn under stormaktstiden". – In: Fries, Sigurd (Hg.): *Fem artiklar om personnamn*, 29–65. – Umeå (= Anthroponymica Suecana 9).
- (1987): "Roth och Berg, Moberg och Bergroth, så varför inte Morot som släktnamn?" – In: Hallberg, Göran; et al. (Hgg.): *Nionde nordiska namnforskarkongressen*, 237–46. – Uppsala: Norna.
- (1995): "Släktnamn i Sverige för hög och för låg. En historisk betraktelse". – In: Krugen, Kristoffer (Hg.): *Slektnamn i Norden*, 53–59. – Uppsala: Norna (= Norna-Rapporter 58).
- Wahlberg, Mats (1990): "Svenska soldatnamn. En forskningsöversikt". – In: *Studia Anthroponymica Scandinavica*, 47–68. – Stockholm.
- Walther, Helmut (1977): "Jeder hundertste heißt Müller. Zur Statistik der deutschen Familiennamen". – In: *Der Sprachdienst* 21, 145–49.
- Werner, Otmar (1974): "Appellativa – Nomina propria. Wie kann man mit einem begrenzten Vokabular über unbegrenzt viele Gegenstände sprechen?" – In: Heilmann, Luigi (Hg.): *Proceedings of the 11th International Congress of Linguistics 1972*. Vol. II, 171–87. – Bologna: Società editrice il Mulino Bologna.
- (1995): "Namenpragmatik (The Pragmatics of Names)". – In: Eichler, Ernst; et al. (Hgg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*, 476–84. – Berlin, New York: de Gruyter.